

CHRISTIANE KOHL

Bilder eines Vaters

Buch

Als Reinhold Meyers Tochter, Dorothea Wilke, Mitte der neunziger Jahre bei einem Museumsbesuch eine ihr merkwürdig vertraute Marmorbüste entdeckt, beginnt sie, die verstaubte Hinterlassenschaft ihres Vaters, die lange unberührt auf ihrem Dachboden ruhte, genauer zu untersuchen. Sie findet vergilbte alte Briefe und Aufzeichnungen über eine umfangreiche Kunstsammlung die einstmals zum Familienbesitz zählte.

Anschaulich zeichnet Christiane Kohl in dieser wahren, akribisch recherchierten Geschichte auf bewegende Weise das Schicksal einer Familie nach – ein Schicksal, das exemplarisch für viele steht. Es geht um systematischen Kunstraub und die skrupellose Bereicherung privater Profiteure, die sich während der NS-Zeit jüdische Vermögenswerte aneigneten – Unrecht, das vielfach bis zum heutigen Tag nicht aufgeklärt ist.

Autorin

Christiane Kohl studierte Politik und Germanistik, arbeitete als Bonner Korrespondentin des Kölner »Express« und später als Pressesprecherin im Hessischen Umweltministerium. Von 1988 bis 1998 war sie Redakteurin und Reporterin beim »SPIEGEL«. Von 1999 bis zum Sommer 2005 berichtete sie als Italien-Korrespondentin der »Süddeutschen Zeitung« aus Rom. Heute lebt sie als SZ-Korrespondentin in Dresden.

Von Christiane Kohl
ist im Goldmann Verlag außerdem erschienen:

Der Jude und das Mädchen (12968)

Villa Paradiso (15277)

Das Zeugenhaus (15417)

Christiane Kohl

Bilder
eines Vaters

Die Kunst, die Nazis
und das Geheimnis
einer Familie

GOLDMANN

Für Lene und Klaus



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2010

Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2008 der Originalausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Getty Images/ Cabrera

Fotos im Innenteil: siehe Bildnachweis S. 320

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15530-9

www.goldmann-verlag.de

Inhalt

1	Ein folgenreicher Museumsbesuch	7
2	Der Cellospieler mit der Melkerjacke	15
3	Große Gesellschaft im Salon	29
4	Die Taufe der drei Knaben	50
5	Ein Sammler aus Leidenschaft	68
6	Im Widerschein der Fackeln	89
7	Das Bild des Malers Menzel	108
8	Platz für Hitlers Reichskanzlei	125
9	Ein Koffer voller Silber	153
10	Sehnsuchtsziel Brasilien	181
11	Lucies Treue	206
12	Reinholds Qualen	229
13	Ein Lichtblick im Keller	251
14	Im Haus der Bücher	276
15	Wege und Schicksale	302
	Nachwort mit Dank	309
	Personen im Überblick	312
	Bibliografie	316
	Bildnachweis	320

Ein folgenreicher Museumsbesuch

Manchmal riecht Erinnerung nach Silberputzmittel und muffigen, schlecht gelüfteten Zimmern, und doch wird mit diesem Geruch ein wohliges Gefühl von Geborgenheit transportiert. Dorle Wilke verspürt noch immer einen Hauch muffiger Sidol-Luft, wenn sie heute vor der hübschen, gelb getünchten Villa im Berliner Vorort Frohnau steht. Hier lebten einst Leute, die ihren Eltern geholfen haben.

Manchmal schmeckt Erinnerung nach klebrigem, grünem Eis am Stiel, und der bittersüße Geschmack bringt ein Gefühl von unbestimmter Angst hervor. Im Gedächtnis von Dorle Wilke gehören zu dem grünen Eis lauter weinende Frauen. Sie standen zusammen mit ihrer Mutter vor dem jüdischen Krankenhaus im Berliner Bezirk Wedding, hatten Kopfkissenbezüge mit Brotstullen in den Rinnstein gelegt und hofften, dass ihre Männer bald aus der »Schutzhaft« frei kämen. Dorle Wilkes Vater war einer von ihnen.

Über viele Jahre waren die Gerüche im Gedächtnis der Dorle Wilke abgekapselt wie vergessene Essenzen in einem fest verschlossenen Parfümflakon. Es gab viel zu viel zu tun in ihrem Leben, als dass sie sich den Blick zurück hätte erlauben können. Sie arbeitete als Buchhändlerin, zog zwei Söhne groß und umsorgte ihren Ehegatten. Dieser Mann ist mein Deutschlehrer gewesen. Während der Schulzeit war

er so ziemlich der einzige Lehrer, auf dessen Urteil ich wirklich etwas gab.

Bei einer Deutscharbeit über eine Geschichte von Bertolt Brecht aber hatten wir uns gründlich missverstanden, ich bekam eine fünf von ihm dafür. Es war eine der Geschichten von Herrn Keuner, »Maßnahmen gegen die Gewalt« betitelt. In der kleinen Parabel, die kurz vor der Machtübernahme der Nazis in Deutschland geschrieben wurde, erzählt Brecht davon, wie Herr Keuner, ein »Denkender«, seinen Schülern erklärt, warum es wichtiger sein kann, totalitäre Gewalt zu überleben, ohne sich dabei zu verbiegen, statt sich ihr gleichsam mit offenem Visier in den Weg zu stellen und einen sinnlosen Heldentod zu sterben.

Damals ahnte ich noch nicht, dass die Frage, die der Geschichte zugrunde liegt, ein Lebensthema für mich werden würde: Immer wieder habe ich zu ergründen versucht, wie sich einzelne Menschen in einem totalitären Regime verhalten, das schließlich auch von Menschen gemacht ist. Welche Möglichkeiten haben Bürger in Diktaturen, nach Maßstäben der Menschlichkeit zu handeln und anderen zu helfen? Wie groß war der Spielraum Einzelner für einen wenn auch stillen Widerstand im NS-Regime? Was treibt Menschen dazu, mitzumachen und womöglich die Notlagen anderer auszunutzen?

Im Fall des Herrn Keuner war ich als jugendlicher Heißsporn fest überzeugt, dass er den offenen Protest gegen die Gewalt hätte predigen müssen, und das schrieb ich in die Klassenarbeit. Mein Deutschlehrer aber hielt es mehr mit Brecht, er war gegen den sinnlosen Heldentod. Ich fühlte mich unverstanden und enttäuscht über seine schlechte

Note. Doch was wussten wir damals, Anfang der siebziger Jahre, schon von den wirklichen Gefahren des Lebens? Mein Deutschlehrer Helmut Wilke kannte einiges. Er war nicht nur jünger als die meisten anderen Lehrer, die teilweise noch stark von der Nazizeit geprägt waren. Er wirkte auch kein bisschen empfänglich für das Rechtfertigungsgerede der Altvorderen. Ich habe erst viele Jahre später begriffen, dass dies womöglich mit der Lebensgeschichte seiner Frau zu tun hatte.

Eine Geschichte, die einst in Berlin begann und nach dem Krieg in dem Universitätsstädtchen Marburg an der Lahn ihre Fortsetzung fand. Eine Geschichte, die so typisch ist für die Verwicklungen und das Leben in unserem Land, dass man sie eigentlich schon vor vielen Jahren hätte aufschreiben müssen – wenn denn Dorle Wilke damals schon all die Einzelheiten aus ihrem Gedächtnisfundus hätte hervorholen wollen. Doch es ging ihr wohl wie vielen anderen Menschen nach dem Krieg: Eine lähmende Amnesie hatte sich wohlwollend über die Ereignisse gelegt, deren man sich nur zuweilen schemenhaft erinnerte – wie im Nebel plötzlich unheimlich aussehende Baumumrisse auftauchen, die bei Licht betrachtet einen ganz anderen Eindruck machen. Und so blieben Dorle Wilkes Erinnerungen viele Jahre lang abgekapselt im Gedächtnisflakon.

Erst ein Museumsbesuch löste die Erschütterung aus, die vielleicht notwendig war, um den Flakonpfropfen zu lösen. Die Wilkes waren 1995 nach Leipzig gefahren, wohin sie seit dem Ende der DDR immer wieder pilgerten. Die Leipziger Buchmesse mit ihren vielen hundert Lesungen in allen möglichen Lokalitäten der Stadt war eines der Lieblingsereignisse der Ehepartner, die beide leidenschaftliche Buch-

leser sind. Diesmal reisten sie jedoch nicht zu Messezeiten nach Leipzig, eine Ausstellung im Museum der bildenden Künste zog sie an, Zeichnungen, Skulpturen und Gemälde von Max Klinger wurden gezeigt. Im Skulpturensaal passierte es: Dorle stand plötzlich vor einer Knabenbüste, die ihr unendlich nah und vertraut vorkam. Ein Blick in den Katalog bestätigte ihr Gefühl: die Marmorplastik »Knabenbildnis« stellte ihren Vater dar.

Es war vielleicht dieser Moment, der ihrem Leben eine neue Wendung gab. Dorle Wilke hatte bis dahin nicht gewusst, dass es überhaupt eine künstlerische Darstellung ihres Vaters gab. Zwar hatte Reinhold Meyer immer mal wieder beklagt, dass in den Wirren des Zweiten Weltkrieges auch eine schöne Marmorskulptur, die sein eigener Vater, der Literaturprofessor Richard Moritz Meyer, besessen hatte, neben vielem anderen verloren gegangen sei. Doch dass die Büste ihn selbst, Reinhold Meyer, darstellte, das hatte er nie erwähnt. Als Dorle Wilke die Büste im Museum entdeckte, hatte sie plötzlich das Gefühl, ihren Vater mit ganz anderen Augen zu sehen.

Wer war dieser Mann, der in späteren Jahren oft schweigsam auf seinem Sessel saß und sich auf einer Flut von Zetteln handschriftliche Notizen machte? Dorle hatte nach seinem Tod alle Zettel aufgehoben, derer sie noch habhaft werden konnte. Noch heute bewahrt sie die karierten und linierten Papiere in ihrem kleinen Arbeitszimmer auf, in welchem zwischen Bergen von Büchern zwei zwitschernde Kanarienvögel in ihren Käfigen sitzen. Den Sinn der väterlichen Notizen aber hatte selbst Dorle Wilke nicht recht ergründen können.

Im Sommer 2000 mieteten wir uns für ein paar Tage in Berlin ein, um die Stationen abzuwandern, an die sie sich aus Kindheitstagen erinnerte. Da standen wir in Frohnau vor dem gelb getünchten Haus mit dem Sidol-Geruch – jetzt wohnte ein nettes Ehepaar darin, und es roch nach frischen Blumen statt nach Silberputzmittel. Der Mann, der ein Enkel des früheren Bewohners war, wusste manches zu erzählen, und doch fühlte sich Dorle verletzt, als wir das Haus wieder verließen. Dass ihr Vater in der Geschichtsschreibung der Frohnauer Familie als der »Jude Meyer« bezeichnet wurde, war ihr wie ein Stich ins Herz gegangen.

Nicht weit vom Alexanderplatz betrachteten wir die Gedenksäule für die Frauen der Rosenstraße, die hier einst für die Freilassung ihrer Männer demonstriert hatten. In ihrem weiten Faltenrock sah Dorle plötzlich wie das kleine Mädchen von damals aus, das hier im März 1943 in der Kälte gebibbert hatte. Es sei ihr in jenen Tagen so vorgekommen, als ob sich der Himmel verdunkelt habe, erzählte sie. Diesen Eindruck hatten vermutlich die vielen Frauen erzeugt, die so eng beieinanderstanden, dass die kleine Dorle nichts mehr hatte sehen können.

Wir kamen zum Jüdischen Krankenhaus und standen an der viel befahrenen Straße, die heute an dem Gebäudekomplex vorbeiführt. Hier war es, wo Dorle die vielleicht schlimmsten Ängste um ihren Vater ausgestanden hatte, begleitet von einem bittersüßen grünen Eis, dessen Geschmack sie noch heute auf der Zunge wiedererkennen würde. Auch das Gelände am Potsdamer Platz erkundeten wir. Voßstraße Nr. 16 lautete die alte Adresse, jetzt musste man durch einen Bauzaun klettern, um das öde Terrain zu besichtigen, auf dem dereinst das Haus ihrer Eltern gestanden hatte.

Heute residiert der Arbeitgeberverband Gesamtmetall in einer neuzeitlichen Geschäftsvilla auf dem Gelände. Nach zähem, jahrelangen Kampf hatte Dorle Wilke das Grundstück nach dem Ende der DDR wieder für die Familie zurückerobert und an eine Baufirma abgetreten. Auch die Büste des Vaters wurde ihr im Jahr 2003 zurückerstattet. Sie war, wie sich herausgestellt hatte, auf nicht ganz rechtmäßigen Wegen in den Besitz des Leipziger Museums gelangt.

Doch all diese Ereignisse waren im Grunde nur ein Vorspiel. Es bedurfte noch weiterer Jahre, bis Dorle Wilke zum Eigentlichen vorstoßen konnte: der Suche nach dem empfindsamen, musizierenden Großbürgerspross, der ihr Vater einst gewesen war, einem Liebhaber der Bilder und der Bücher. Im Sommer 2006 stieg sie mit mir auf den Dachboden des kleinen Reihenhauses in Marburg, in dem sie seit vielen Jahren lebte. Zwischen altem Kinderspielzeug und zur Seite gestelltem Hausrat lagen da ein paar Einkaufstaschen aus Baumwollstoff übereinandergestapelt, wie sie in den siebziger Jahren Mode gewesen waren. Auf die Stofftaschen war ein Werbe-Emblem gedruckt: ein stilisierter Ritter mit einem Schwert, das Firmenzeichen der Marburger Universitätsbuchhandlung N. G. Elwert.

Dorle Wilke hatte dort jahrzehntelang gearbeitet. Erst als sie pensioniert war und auch noch eine lebensbedrohliche Erkrankung überwunden hatte, fand sie die Kraft, die 18 Aktenmappen in die Hand zu nehmen, die nicht ganz zufällig in den Einkaufstaschen steckten. Denn die Geschichte, die es zu erzählen gilt, hat letztendlich auch mit der Buchhandlung zu tun. Lange vor Dorle war nämlich ihr Vater hier beschäftigt gewesen, auch darüber hatte er später nicht allzu viel gesprochen.

Das Papier in den Aktenmappen war vergilbt und bröselig. Rostige Büroklammern hielten hauchdünne, eng beschriebene Blätter zusammen, wie sie früher als Durchschlagpapier verwandt wurden. In den Unterlagen fanden sich Hinweise auf eine wertvolle Gemäldesammlung, die Dorles Vater einst gehört hatte. Zwischen den Zeilen der knisternden alten Blätter las man von dem Leid, das er erfahren hatte. Nun kramte auch Dorle ihre alten Erinnerungen wieder hervor, und wie in einem Puzzle begannen wir, sie mit den Informationsfetzen aus den Akten und Erkenntnissen aus Recherchen und Büchern zu einem Bild zusammenzusetzen.

Nach und nach erschloss sich so aus vielen verschiedenen Quellen der Aufstieg und Niedergang einer großbürgerlichen jüdischen Familie in Berlin, die neben allem wirtschaftlichen Erfolg, kulturellem Engagement und gesellschaftlichem Glanz immer wieder, auch schon vor dem Ersten Weltkrieg, die Demütigungen des Antisemitismus erfahren musste. In der Nazizeit wurde daraus grausame Verfolgung, die Dorles Vater nur deshalb lebend überstand, weil er mit einer sogenannten »Arierin« verheiratet war, einer Frau, die ihn auch unter größtem Druck nie im Stich ließ.

Doch zugleich zeigt das Schicksal von Reinhold Meyer beispielhaft die schier unglaubliche Deklassierung, die Überlebende des Holocaust in Deutschland erleiden mussten – während der Nazizeit, und auch danach. Dies nicht nur durch die systematische Ausplünderung, die NS-Behörden organisierten, und die kleinen Schnäppchen, von denen Privatleute profitierten. Sondern auch durch die Vertuschung und die hartnäckige Weigerung vieler Behörden in den ersten

Jahren der Nachkriegszeit, das während der Jahre des NS-Regimes geschehene Unrecht auch als solches anzuerkennen. Bis heute sind viele Kunstwerke, die über Jahrzehnte zum Familienbesitz der Meyers gehörten, unauffindbar geblieben. Und so ist das letzte Kapitel in diesem Kunstkrimi noch lange nicht geschrieben.

Doch was immer Reinhold Meyer verlor, die Liebe seiner Tochter war ihm stets gewiss. Und so erinnert sie sich heute an einen Vater, der sanft und vielleicht auch allzu schwach wirkte für die Zeit, in der er lebte. Doch der zugleich so viel menschliche Stärke bewies, dass er seiner Tochter trotz allem eine glückliche Kindheit zu beschern wusste. Bei allen Ungewissheiten und Gefahren, denen Reinhold Meyer ausgesetzt war, und den Anfechtungen, die seine Frau Lucie durchstehen musste, gelang dem Ehepaar etwas ganz Besonderes: seinem Kind ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit zu geben. Und so stapfte das kleine Mädchen nahezu vergnügt durch diese düsterste Periode der deutschen Geschichte. »Was auch passierte«, sagt Dorle Wilke, »innen drin waren wir eine ganz heile Insel.«

Der Cellospieler mit der Melkerjacke

Zart wie Seidenfäden fühlten sich die Töne an, die ins Schlafzimmer hinüberwehten. Dorothea war wie verzaubert davon. Sie richtete sich in ihrem Gitterbettchen auf und presste das Ohr an die Wand, um auch ja alles genau mitzubekommen, was sich drüben im Nebenraum abspielte.

In dem winzigen Haus, das die Meyers seit einiger Zeit bewohnten, waren die Wände dünn wie Pappmaché. Dorothea hatte daher keine Mühe, dem Trio zuzuhören, das sich im Wohnzimmer versammelt hatte. Da waren die dunklen Streichgesänge, die der Vater seinem Cello entlockte. Wie bunte Tupfer an einer Schnur hüpfen Onkel Carls Klavierakkorde daneben her, während Schirbels helle Geigentöne als kleine, spitze Federn über die Klangfarben der beiden anderen Instrumente hinwegzusegeln schienen.

Ob es Mozart, Schubert oder Beethoven war, konnte Dorothea damals noch nicht wissen. Erst viele Jahre später sollte sie einige der Stücke, welche die drei Männer an jenem Abend spielten, im Radio wiedererkennen. Doch dass die Musik etwas ganz Besonderes war in dieser merkwürdigen und auch gefährlichen Zeit, hatte das Kind instinktiv erfasst.

Aufmerksam wie eine Konzertbesucherin verfolgte die Kleine in ihrem Gitterbettchen die Musik aus dem Nach-

barzimmer, und sie hatte eigentlich nur vor einem Angst: dass der Abend allzu schnell vorbei sein könnte, weil sie während der Darbietung womöglich einschlafen und das Schönste verpassen würde.

Dorothea war ein Mädchen von fünf Jahren, sehr klein, sehr dünn und so beweglich wie ein Gummiball. Ihren langen Namen hatte sie anfangs nicht aussprechen können, deshalb nannte sie sich selbst »Ditta«, was von den Erwachsenen auch prompt übernommen wurde. Doch der Vater, der immer sehr bedacht war um den Klang und die Schönheit aller Dinge, fand, dass dies kein passender Name für ein solch keckes Mädchen sei – fortan nannte er seine Tochter liebevoll berlinisch Dorle. Wenn die Kleine durch den Garten hüpfte, sah man ihr buntes Röckchen wippen – eine Bekannte der Mutter, die Theaterschneiderin war, hatte es aus einer alten Gardine genäht. Wurde es kühler im Jahr, kamen die wärmenden Hemdchen zum Einsatz, die aus dem Trikotstoff von Vaters Unterhosen gefertigt waren. Und wenn es ganz kalt war, stakste Dorle in kratzigen, bis zu den Oberschenkeln reichenden Wollstrümpfen umher, die wie Gipsbeine an ihren dünnen Waden saßen.

Das illustre Trio, das sich im Sommer 1939 im Wohnzimmer des kleinen Einfamilienhauses in Hohen-Neuendorf, einer kleinen Gemeinde am Rande von Berlin, zusammengefunden hatte, war der Kleinen wohlbekannt. Kurz vorm Schlafengehen hatte Dorle die Besucher noch beim Musizieren gesehen. Onkel Carl in seiner gutgeschnittenen Wehrmachtsuniform, aus deren Ärmeln kleine blaue Manschettenknöpfe hervorblinkten, war ein leidenschaftlicher Pianist – während des Klavierspiels schaute Dorle fasziniert auf die Manschettenknöpfe, die wie blaue Sternchen über die schwarzweiße

Tastatur tanzten. Gerhard Schirbel trug ein doppelreihiges Jackett mit Fliege, an seinen Kragen hatte er ein weißes Taschentuch unter den Geigenkorpus geklemmt, das ein wenig zu zittern begann, wenn er den Bogen strich. Dorles Vater schließlich saß im weißen Hemd an seinem Cello, den Blick konzentriert auf die Noten gerichtet, die er sonst immer in seinem Schreibtisch aufbewahrte, streng verschlossen vor den neugierigen Augen seiner kleinen Tochter.

Gern hätte Dorle einmal genauer die Notenblätter mit den schön geschwungenen Zeichen darauf untersucht. Doch dem Vater war kaum etwas so heilig wie seine Celloliteratur. Noch viele Jahre später, als alles verschwunden war, die bedeutenden Gemälde, das Geld, die wertvollen alten Bücher und sogar der Zettelkasten des Großvaters, trauerte Reinhold Meyer vor allem seinen Cello-Noten nach. Die Notenbibliothek mit der historischen Kammermusik und der Celloliteratur, die er jahrzehntelang wie seinen Augapfel gehütet hatte, sei »heutzutage einfach nicht wieder zu ersetzen«, pflegte er nach dem Krieg immer mal wieder zu klagen.

Im Sommer 1939 aber bewahrte Reinhold Meyer noch manche Kostbarkeit in seinem Schreibtisch auf, die seine kleine Tochter brennend interessierte. An der mit Schnitzwerk und Intarsien reich geschmückten Vorderfront des Möbelstücks sah man lauter Türchen, die in verborgene Ecken zu führen schienen. Auch roch der Tisch eigentümlich würzig nach einer Mixtur, die sich vielleicht aus dem Geruch von Tinte, altem Papier und Staub zusammensetzte. Dorle fühlte sich jedenfalls magnetisch angezogen davon. Doch während der Vater ihr sonst beinahe jeden Wunsch zu erfüllen suchte, in Sachen Schreibtisch blieb er hart.

Lediglich sonntags durften die Türchen unter seiner gestrengen Aufsicht ab und zu einmal geöffnet werden, dann fand sich auch, ganz zufällig, ein Bonbon in einer der Schubladen, und Dorle konnte sogar bis zu dem versteckten Tresor vorstoßen, der sich im Innern des Schreibtisches befand, und einen Blick erhaschen auf jene geheimnisvollen Dinge, von denen es hieß, dass sie noch vom Großvater stammten. Da war das große, sehr kostbar aussehende Buch, das der Vater normalerweise strengstens unter Verschluss hielt: Auf dem dunkelbraunen Ledereinband sah man ein Pferd mit Reiter, darüber saß ein Vogel. Wenn der Vater das Buch aufklappte, kamen lauter hübsche Bilder zum Vorschein, die mit roter, grüner und brauner Feder gezeichnet waren. Dazwischen hatte, mit schwarzer Tinte, der Großvater Zeile für Zeile das gelbliche Büttenpapier mit seinen leicht geschnörkelten Buchstaben gefüllt.

Dorle hätte zu gern etwas an den Rand dazugekritzelt. Doch das hatte der Vater energisch verboten. Überhaupt behandelte er die Hinterlassenschaften des Großvaters wie die letzten Heiligtümer aus einer längst versunkenen Welt – und das waren die Dinge wohl auch. Meist handelte es sich um Bücher, alte und zuweilen auch ziemlich zerfledderte Bücher, die Reinhold Meyer von seinem verstorbenen Vater im Arbeitszimmer aufbewahrte. Dorle bekam allenfalls einmal die Gelegenheit, mit der Hand über einen der Buchdeckel zu streichen, die sich rau und abgegriffen anfühlten und nach lange vergangenen Zeiten rochen. Spielen durfte sie keinesfalls damit. So war es auch mit dem Zettelkasten des Großvaters, der eigentlich nur aus lauter vergilbten Blättern bestand: Was daran wohl so bedeutend für die Erwachsenen war? Dorle konnte es sich nicht so recht erklären, und doch empfand auch sie so etwas wie Ehrfurcht vor dem alten Papier.

Und so blieb der Zettelkasten eines der wenigen Geheimnisse, welche Dorle damals noch nicht ergründen konnte. Ansonsten hielt die Kleine stets ihre Augen und Ohren offen, um bloß alles genau mitzubekommen, was um sie herum geschah – und es entging ihr fast nichts.

Wenn bei Gesprächen der Eltern in Büros oder unter Freunden etwa der Satz auftauchte »not in present of the child«, dann hatte Dorle zwar keine Ahnung, was das bedeutete. Doch die englischen Worte wirkten auf sie wie ein heimliches Signal: Jetzt galt es, besonders aufzupassen, denn im nächsten Moment, das war ihre Erfahrung mit dem komischen englischen Satz, würden die Eltern bestimmt etwas ganz Wichtiges sagen. Und was Dorle dann so alles aufschnappte, vermittelte ihr mit der Zeit das Gefühl, dass mit der Außenwelt irgendetwas nicht in Ordnung war: Während sie ihren Vater über alles liebte und sich keinen besseren Menschen vorstellen konnte als diesen sanften Mann mit den freundlichen, dunklen Augen, der so wunderbar Cello spielte und alles wusste, was man nur fragen konnte, schien es offenbar Leute zu geben, die ganz anders über ihn dachten, ja, es regelrecht auf ihren Vater abgesehen hatten.

Ob es die uniformierten Männer im Büro der Gestapo waren, wo ihre Mutter Lucie Meyer immer mal wieder vorsprechen musste, wobei sie ihre kleine Tochter stets an der Hand dabei hatte. Jedes Mal wollten sie der Mutter dort einreden, dass sie sich doch von ihrem Mann scheiden lassen solle – dann würde es ihr und ihrem Kind auch viel, viel besser gehen. Doch Lucie Meyer empörte sich nur über das Ansinnen der Männer: »Ich bin doch nicht verrückt«, hatte sie ihnen entgegnet. In der Nachbarschaft der Meyers, die in Hohen-Neuendorf nicht weit vom Ortszentrum an

der Bahnlinie Berlin-Oranienburg wohnten, waren manche Leute jetzt auffallend unfreundlich zum Vater und grüßten nicht einmal, obwohl sie ihn doch bestens kannten. Und im Kindergarten bekam Dorothea keine Milch in den Blümchenkaffee. »Judengören brauchen keine Milch«, hatte die Kindergärtnerin gesagt.

Dorle wollte nicht mehr in den Kindergarten. Und es war ja zu Hause auch viel interessanter. In ihrem Garten, der gleich hinterm Bahndamm lag, hatte Reinhold Meyer begonnen, eine kleine Hühnerfarm aufzubauen. An die 30 Federtiere, Hühner und auch Enten, gackerten da herum. Dorle sammelte ihre Eier ein, die sie überall im Garten fallen ließen. Unterdessen war ihr Vater damit befasst, die Wände der Hühnerbehausung neu zu kalken und den Mist wegzuschaffen – die kleine Hühnerfarm im Gartenhaus sollte doch ein Vorzeigebetrieb sein. Bald hatte Reinhold jedoch mit schmerzhaften Schwielen an den Fingern zu kämpfen. Seine Hände schienen wohl doch eher zum Umblättern von Buchseiten geeignet als zum Umschichten von Misthaufen.

Umso wichtiger war es ihm, dass er die Arbeit des Landmanns von Grund auf lernte. Denn in seinem neuen Leben, das schien allen ausgemacht, würde er nur als Hühner-Farmer bestehen können, oder vielleicht noch als Melker. Eine Melkerjacke hatte Reinhold Meyer prophylaktisch auch schon angeschafft: Hellblau-weiß gestreift war sie, nagelneu aus dem KaDeWe, dem »Kaufhaus des Westens«. Fein gebügelt hing sie seit einigen Wochen im Schrank. In Brasilien, wohin die Familie bald auswandern wollte, würde man die Jacke sicher gut gebrauchen können. Vier Metallteller gehörten auch zu der im KaDeWe erstandenen Ausrüstung für

das Abenteuer in Übersee – schließlich schienen die Meissener Porzellanteller mit dem blauweißen Zwiebelmuster, auf denen die Familie gewöhnlich ihre Mahlzeiten einnahm, nicht das passende Gedeck für den Urwald zu sein.

Fieberhaft traf der Vater alle Vorbereitungen für die geplante Auswanderung. Morgens setzte er sich in die S-Bahn nach Berlin und blieb manchmal den ganzen Tag über verschwunden. Abends erzählte er dann, wie er stundenlang auf Ämtern mit unaussprechlichen Namen angestanden habe, um Visa zu bekommen und Papiere abstempeln zu lassen. Stempeln – das kannte Dorle nur zu gut. Und sie fand überhaupt nicht, dass das etwas Unangenehmes sei, im Gegenteil: Den ganzen Tag über spielte sie in ihrer kleinen Poststelle mit Marion, dem Nachbarskind. Die beiden Kinder stempelten, was immer sie an Papier zu fassen bekamen.

Jene merkwürdigen Laute, welche die Eltern abends manchmal von sich gaben, verwunderten Dorle aber dann doch. Die beiden paukten Vokabeln, sie lernten Portugiesisch für das Leben in Brasilien, und auch ihre kecke Tochter sollte bald ein paar Wörter dieser weichen, melodisch klingenden Sprache aufschnappen und sie im Stillen für sich üben. Selbst die Schiffsbillets für die Reise, die im Herbst 1939 angetreten werden sollte, waren bereits bestellt. Dorles großer Bruder Klaus war ja auch schon vorweggeschickt worden nach England, wo ihn die Eltern demnächst mit Dorle zusammen abholen wollten.

So hätte der Konzertabend bei den Meyers fast ein Abschied von zwei alten Freunden werden können – wenn es denn nicht alles ganz anders gekommen wäre.

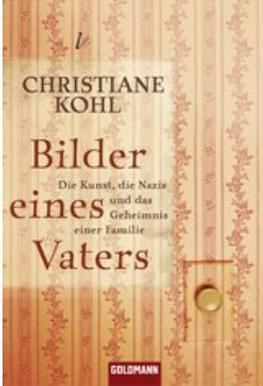
Schon am Nachmittag war Onkel Carl bei den Meyers eingetroffen. Wie so oft hob er die kleine Dorothea auf seine Schultern und ging mit ihr über die holperige Pflasterstraße zum Bäcker, um Kuchen zu holen. Carl Christian von Bezold, wie Onkel Carl in Wirklichkeit hieß, kannte Reinhold Meyer schon seit vielen Jahren, die beiden hatten zusammen an der Friedrich-Wilhelm-Universität Volkskunde und Germanistik studiert. Bald nachdem die Nazis die Macht ergriffen, musste Reinhold jedoch sein Studium aufgeben, während Onkel Carl die Offizierslaufbahn einschlug. Noch hatte er freilich kaum eine Kaserne länger als für ein paar Stunden von innen gesehen, er lebte allein mit seiner kränklichen Mutter in Berlin, und obwohl er schon weit über dreißig war, brachte er niemals eine Freundin mit.

Auch Gerhard Schirbel, der Geiger mit dem doppelreihigen Jackett, war ein Freund aus besseren Tagen. Wie Onkel Carl hatte der Bankangestellte schon als Gast bei den Meyers verkehrt, als diese noch in einer großen Stadtwohnung in der noblen Voßstraße residierten, auf halbem Wege zwischen dem belebten Potsdamer Platz und der Reichskanzlei. Dort waren die Zimmer mit kostbaren Teppichen ausgelegt, und an den Wänden hingen Gemälde von berühmten Malern wie Max Liebermann, Adolph Menzel und Lovis Corinth. Im Erdgeschoss des Hauses waren die Geschäftsräume der E.J. Meyer Bank, einem Geldinstitut, das der Urgroßvater von Reinhold Meyer gegründet hatte. Heute durfte der Ur-enkel allerdings nicht mal mehr die Straße betreten, in der früher sein Elternhaus mit dem Bankenkonto gestanden hatte – die Voßstraße war seit 1938 für Juden gesperrt.

Dass Reinhold Meyer evangelisch getauft und ein gläubiger Christ war, interessierte die nationalsozialistischen Macht-

haber nicht. Auch in der offiziellen Amtskirche hatte man sich längst ihrer Doktrin gebeugt, weshalb Reinhold überhaupt nicht gern gesehen war in dem Gotteshaus mit seinem barocken Zwiebelturm, das im Zentrum von Hohen-Neuendorf stand. Verstohlen schlich er sich manchmal zum Abendmahl in die Kirche hinein, der Pfarrer hatte ihm zähneknirschend erlaubt, sich unauffällig in die letzte Bankreihe zu setzen. Und so rechnete es Reinhold Meyer seinen beiden Freunden hoch an, dass sie jede Woche einmal zum Musizieren in dem entlegenen Vorort im Norden der Hauptstadt auftauchten.

Das Haus in der Ruhwaldstraße Nr. 50 war von einem großen Garten umgeben und hatte die Form eines Würfels. Während der Bauarbeiten war der Besitzerin das Geld ausgegangen, deshalb sah der Würfel aus, als ob jemand die obere Kante abgesägt hätte. Das Dach bestand aus vier großen, flach aufliegenden Planken, die bei starkem Sturm klapperten, manchmal fielen unverhofft Teile davon herunter. Wenn der Wind das Häuschen nicht gerade durchschüttelte, brachte die S-Bahn die Wände zum Wackeln: Hinter dem Garten mit dem Hühnerstall verlief die Bahntrasse in Richtung Oranienburg. Das war besonders für Gerhard Schirbel praktisch, denn er pflegte regelmäßig nach Oranienburg zu fahren, um seiner schwedischen Verlobten näher zu sein, wie er den Meyers erzählt hatte. Angeblich konnte er von dort aus per Telepathie mit seiner Elzbieta kommunizieren, die er erst viele Jahre später, nach dem Krieg wiedersehen sollte, um sie dann auf der Stelle zu heiraten. Auch Schirbel, dessen freundliche Augen Dorle so mochte, war eben etwas sonderbar.



Christiane Kohl

Bilder eines Vaters

Die Kunst, die Nazis und das Geheimnis einer Familie

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-15530-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2010

Ein fesselndes Buch über eine jüdische Bankiersfamilie und ihr dramatisches Schicksal im 20. Jahrhundert

Christiane Kohl zeichnet in dieser wahren, akribisch recherchierten Geschichte auf bewegende Weise das Schicksal einer Familie nach – ein Schicksal, das exemplarisch für viele steht. Es geht um systematischen Kunstraub und die skrupellose Bereicherung privater Profiteure, die sich während der NS-Zeit jüdische Vermögenswerte aneigneten – Unrecht, das vielfach bis zum heutigen Tag nicht aufgeklärt ist.



[Der Titel im Katalog](#)